

Dagmar Bruss

**Leben, schreiben, altern:
Jean Améry und Marcel Proust¹**

Der von Jean Améry im Jahre 1971 anlässlich des 100. Geburtstags von Marcel Proust veröffentlichte Essay trägt den Titel „Zugang zu Marcel Proust“. In ihm erteilt Améry dem noch unbedarften Proust-Leser Ratschläge für einen ersten Kontakt mit dem Autor der *Recherche*. Einer kurzen, persönlich gehaltenen Darstellung der Biographie Prousts folgt die Annäherung an das „völlig Singuläre, Uneingeholte und wohl auch Uneinholbare seines Romanwerks *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*“ (Améry 2003: 100).

Aus den Worten Amérys spricht, jenseits seiner Bemerkungen zum vielschichtigen und zwiespältigen Charakter Prousts, weniger Bewunderung, denn eine tiefe, an eine geistige Verwandtschaft erinnernde Verbundenheit. In ähnlicher Weise bezieht er sich in seiner Schrift *Über das Altern* mit „mein Proust“ auf ihn oder kreiert die Wendung „Proust sprechen“, als handele es sich dabei um eine eigene Sprache (Améry 2005: 126).

In ähnlicher Weise wie sich Améry in seinem Jubiläumssessay vornimmt, dem Proust-Anfänger den Zugang zu dem Autor zu eröffnen, so soll im Folgenden ein erster Zugang zur Person Jean Amérys und seinen Betrachtungen zur Frage des Alterns versucht werden. In ähnlicher Weise, denn Améry geht sowohl in seinem Proust-Essay wie auch in dem Essay über das Altern in betont subjektiv-selektiver Weise vor, „unter bewusster Abwendung [...] von den Zielen Objektivität oder Intersubjektivität“ (Améry 2005: 14). Zwar versucht er, seiner Analyse immer aufs Neue „eine Drehung ins Mehr-als-Subjektive“ zu geben, dennoch wird als verwendete Methode die der Introspektion genannt; „dazu [kommt] noch das Trachten nach Beobachtung und Einfühlung“ (Améry 2005: 14).

Amérys Konzentration auf den *Menschen*, von dem er im Vorwort seiner im Jahre 1968 entstandenen Schrift behauptet, die gegenwärtige Epoche wende sich von ihm ab und setze „an dessen Stelle als Gegenstand der Forschung die Systeme und Codices“ (Améry 2005:

¹ Der Aufsatz ist im Jahr 2012 erschienen in: *Altern in der Stadt. Vieillir en ville*, hg. von Bettina Lindorfer und Solveig Kristina Malatrait, Berlin: Frank & Timme, S. 163-177.

13), soll hier aufgegriffen werden, den Implikationen seines phänomenologisch-anthropologischen Ansatzes zum Altern, mit denen er sich gegen kontrastierende psychologisch-soziologische Alternsbilder absetzt (vgl. Brinkmann 2005: 2), nachgespürt werden.

Obwohl diese, von Merleau-Ponty geprägte phänomenologische Methode „mit ihrem Bekenntnis zum ‚gelebten Leben‘“, dem *vécu*, weite Teile von Amérys Werk durchzieht, hat er sich nie in expliziter Form mit ihr auseinandergesetzt. Kennzeichnend für seine Beschäftigung mit ihr wird dagegen, neben der essayistischen, die autobiographische Form. So bezeichnet er die hier zur Diskussion stehende, im Jahr 1968 erschienene Essaysammlung *Über das Altern: Revolte und Resignation* gemeinsam mit seinen Schriften *Jenseits von Schuld und Sühne* von 1966 sowie *Unmeisterliche Wanderjahre* von 1971 als „vielleicht so etwas wie einen essayistisch-autobiographischen Roman“ (Améry 2002a: 184). Irene Heidelberger-Leonard folgt Michael Gamper, wenn sie von der Summe seiner Schriften, die fiktionalen Texte eingeschlossen, „als [von] eine[m] langen, aus unendlich vielen changierenden Einzelteilen zusammengesetzten autobiographischen Essay“ (Heidelberger-Leonard 2009: 11) spricht.

Über Amérys Selbstverständnis bezogen auf sein autobiographisches Schreiben gibt bereits ein Zitat des damals noch ‚Hanns Mayer‘ Heißenden aus dem Jahr 1934 Auskunft. Folgt man ihm, so soll „die Kunst [...] nicht [...] das Leben nacherzählen, sondern Leben schaffen“ (Améry 2007: 566). In *Über das Altern* ist es das Gründen des Exemplarisch-Allgemeinen der Alternserfahrung in dem Individuell-Subjektiven der Erfahrung des A (als abstrakte Chiffre für changierende Ichs im Text), das den Blick auf die Form der Darstellung nahelegt. Die Alternsfrage soll so auch in enger Verknüpfung mit dem autobiographischen Schreiben gesehen werden, was an entsprechender Stelle einen Blick zu den beiden anderen genannten Essaysammlungen nötig machen wird.

In einem weiteren Schritt nehme ich einerseits die ebenfalls durch Amérys Biographie motivierte, oben beschriebene Nähe zu Proust zum Anlass, mich analogen Phänomenen des Alterns in *À la Recherche du Temps perdu* zuzuwenden. Zum anderen begegnet der Leser unmittelbar zu Beginn von Amérys Alternsschrift, im ersten der fünf Essays mit dem Titel „Dasein und Zeitvergehen“, dem ersten der changierenden Protagonisten der Alternserfahrung. Er tritt auf in Gestalt des sich auf der *Matinée* der *Guermantes* einfindenden Icher-

zählers in dem letzten Band der *Recherche*, *Le Temps retrouvé*. In der Wirkung der als Greise verkleidet scheinenden anderen Gäste auf den Erzähler, der sich erstmals nach langjähriger Abstinenz wieder im gesellschaftlichen Leben einfindet, wird dieser seines eigenen Alters gewahr. Auch bei Proust geht es also um die Erfahrung des Alterns, diesmal des frühzeitig gealterten Icherzählers eines wenn auch nicht als Autobiographie so doch sicherlich als autobiographisch zu bezeichnenden Romanwerks. So soll auch hier das Phänomen des Alterns zunächst aus der jeweils subjektiven Sicht des Protagonisten untersucht werden, um sodann die Frage nach der Vermittlung der Erfahrung in der Literatur zu stellen. Wie gestalten beide Autoren den Übergang von gelebtem Leben zur Kunst? Während die Frage bei Proust im letzten Band explizit Thema wird, soll sie auch bei Améry Erwägung finden, jenseits der vordergründig ausschließlichen Konzentration auf die Suche nach dem Gegenstand.

Für die Betrachtung des Alternsphänomens möchte ich von einigen der in *Über das Altern: Revolte und Resignation* formulierten Beobachtungen ausgehen und sie als Raster auf meine Proustlektüre anwenden. Dabei folge ich grob, wenn auch nicht der Chronologie, so doch der Einteilung Amérys in vier seiner fünf Essays.² Lediglich den letzten Essay, „Mit dem Sterben leben“, möchte ich – zum einen aus Gründen der Ökonomie, zum anderen wegen der ohnehin naheliegenden Verbindung zwischen Tod und Alter – aussparen.

Der Blick der Anderen

Nachdem Marcel, der Icherzähler der *Recherche*, die Bühne der *Matinée* im Hause der *Guermantes* betreten hat – denn als ein „coup de théâtre“ (Proust 1990: 227)³ erscheint ihm der Anblick von Gastgeber und Geladenen – erkennt er die anderen Gäste nur mit Mühe. Doch auch er selbst stößt bei diesen auf eine veränderte Wahrnehmung, die von seiner Selbstwahrnehmung abweicht: „Voilà le père“ sagen die Bediensteten über ihn, und da er selbst kinderlos ist, kann sich die Bezeichnung auf nichts anderes als auf sein Alter beziehen. So ist es nicht allein die plötzliche Konfrontation mit den „têtes de vieillards“ (227), die Marcel das stete Herannahen des eigenen Alters spüren lässt, nein, er wird auch selbst und ganz unmittelbar auf

² Die folgenden vier Kapitel tragen die Überschriften von Amérys Essays.

³ Im Folgenden beziehe ich mich ausschließlich auf diese Ausgabe von *Le Temps retrouvé*.

Schritt und Tritt von den „trompettes du Jugement“ (233) daran gemahnt. Die erste ertönt aus dem Munde der duchesse de Guermantes, die ihn in ihrer Freude ihn zu sehen, als ihren „plus vieil ami“ (233) bezeichnet. Der im Lichte von Marcells ehemaligem sozialen Ehrgeiz durchaus als schmeichelhaft zu begreifende Ausruf verfehlt jetzt seine Wirkung vollkommen, sieht sich Marcel doch auf dieselbe Stufe wie die anderen engen, bereits seit geraumer Zeit verschiedenen Freunde gestellt. Es folgt ein Briefchen von einem jüngeren Verwandten der duchesse, in dem sich der Verfasser mit der Abschiedsformel „votre petit ami“ an ihn wendet. Marcel erschauert: Dieser Unteroffizier, den er selbst als seinen Kameraden betrachtet hat, bezeichnet sich als sein „petit ami“ (234), eine Formel, die er selbst noch vor Jahren nur bedeutend älteren Leuten gegenüber gebraucht hatte. Auch wohlmeinende Beschwichtigungen geraten ihm letztlich in den „falschen Hals“, so wenn ein „bienveillant“ (235) die Gefahr einer Ansteckung mit der Grippe bei einem geschwächten Organismus, wie es der des leidenden Marcel ist, mit der gutgemeinten Bemerkung zu entkräften sucht, eine solche Ansteckung hätten eher junge Leute zu befürchten.

Die geschilderten Situationen, in denen sich Marcel wiederfindet, illustrieren die Wirkung des „Blicks der Anderen“, wie sie von Améry in Anlehnung an Sartre beschrieben wird. In seinem gleichnamigen Essay wendet er sich dem Problem des „sozialen Alters“ (Améry 2005: 83)⁴ zu, einer Dimension des Phänomens, die neben der chronologischen, der biologischen und der kulturellen eine gesonderte Betrachtung verdient: Die von Marcel soeben, nach seinem Erweckungserlebnis im Hof der Guermantes, erfahrene Gewissheit, sich endlich an das umfassende Lebenswerk machen zu können, wird unversehens von den Reaktionen der anderen auf der Matinée durchkreuzt. Hatte er sich soeben noch auf dem aufsteigenden Ast seiner künstlerischen Inspiration gefühlt, so muss er nun den von außen an ihn herantretenden Zeichen unmissverständlich entnehmen, dass längst der Abstieg droht, oder, mit Améry gesprochen, der sich hier an die Thesen des Sartre-Schülers André Gorz hält, dass ihm

die Welt [...] nicht mehr den Kredit seiner Zukunft [bewilligt] [...], sich nicht mehr darauf einlassen [will], ihn als den zu sehen, der er sein *könnte* (83).

⁴ Bei den Seitenangaben, die sich auf *Über das Altern* beziehen, verzichte ich im weiteren Verlauf auf die Nennung von Autornamen und Jahresangabe.

Dem Wahrspruch der Gesellschaft entgeht auch er nicht, die vergangenen Zweifel an der literarischen Begabung, so reich an der Zahl, scheinen keine in die Zukunft hinein zu verlagernde Potentialität mehr zu besitzen. Die Welt des Habens bestimmt das Sein, und so sehr die sozialen Verbindungen, die Marcel erlangt *hat*, erstklassige sind, so wenig hat er sich bislang literarischen Ruhm zu verschaffen verstanden und so wird dieser ihm fortan von der Gesellschaft auch nicht mehr als möglicher zugestanden werden.

Améry bezeichnet dies als Ver-Nichtungsurteil⁵ der Jungen, das jede Gesellschaft unabhängig von ihrer Alterspyramide automatisch fällt, so dass der bereits schwer kranke 63jährige Sartre bei seinem Vortrag zum Russell-Tribunal gegen den Vietnamkrieg, obwohl allseits umjubelt, doch auf sein bereits hinter ihm liegendes Lebenswerk festgeschrieben ist, das die Möglichkeit des Werdens nicht mehr einschließt. So gerinnt die Hochachtung der Jungen vor dem großen Philosophen zum „bösen Urteilsspruch“ (105), der seinen Tod bereits vorwegnimmt.

Für den vom Vortrag heimfahrenden A, hier Chiffre für Améry selbst, der inzwischen auch zu dem geworden ist, der er war, und dem die jungen Menschen die Welt – die sie aus seiner zu der ihren zu machen im Begriffe sind –, ebenso stehlen, (vgl. 105), liegt die dem Alternden einzig verbleibende Möglichkeit in der vollen Annahme der eigenen Verfassung.

Wer aber versucht, die Wahrheit seiner Verfassung als Alternder zu leben, der verzichtet zwar auf die Lüge, doch entrinnt er darum nicht der Ambiguität, die am Ende als offene Kontradiktion sich unweigerlich herausstellen muss. Er nimmt die Ver-Nichtung an, wissend, dass er in dieser Annahme sich selbst nur dann bewahren kann, wenn er sich revoltierend gegen sie erhebt, dass aber – und hierin liegt eben die Akzeptation als Bejahung eines Unumstößlichen – seine Revolte zum Scheitern verurteilt ist. (109).

Sich fremd werden

Doch führt eine Erklärung des hier in Rede stehenden Phänomens, die sich allein auf den Blick der Anderen, auf die Gesellschaft, richtet, an dem vollen Umfang des Problems vorbei. Améry zeigt dies in sei-

⁵ Mit der Trennung von Vorsilbe und Stamm bezieht sich Améry nur scheinbar auf einen von der Gesellschaft vorgenommenen Prozess der „Nichtung“ – vielmehr gründet diese bereits auf dem, „was die Zeichen des Nichts schon auf der Stirn trägt“; es kündigt sich an in dem physischen Verfall (2005: 99).

ner Rezension zur 1972 erschienenen deutschen Übersetzung von Simone de Beauvoirs *La Vieillesse*. Es sind zwei unterschiedliche Dimensionen, die sich, folgt man ihm, dort in die Quere kommen: Indem De Beauvoir den Leser durch die „Jammertäler der Alterslandschaft gelotst“ habe und am Ende dennoch die „ganz und gar unwahrscheinliche frohe Botschaft“ (Améry 1972) der *gesellschaftlichen* Bedingtheit des Elends beklage, gerieten die soziale und die ontologisch-phänomenologische Dimension des Problems durcheinander. Der Schrecken des Alters gehorche noch ganz anderen Gesetzen, dem sich keinesfalls durch einen „naiv-marxistischen Optimismus“ (Améry 1972) beikommen lasse.

Die phänomenologische Dimension eröffnet sich Améry zufolge erst, wenn man sich dem Ineinanderverwobensein von *res cogitans* und *res extensa* zuwendet, wenn man also den cartesianischen Dualismus verlässt und sich der *ambiguité*⁶ des Leibes, wie Merleau-Ponty sie nennt, zuwendet. Denn der oder, in diesem Fall, die Alternende, betrachtet beim morgendlichen Spiegelzeremoniell die eigenen, von De Beauvoir beschriebenen, sich immer weiter abzeichnenden gelblichen Hautknötchen an den Augenlidern nicht nur voller Abscheu und mit dem Gefühl der Entfremdung. Ebenso kennzeichnend wie das Gefühl der Selbstentfremdung stellt sich, so Améry, ein gewisser „Gewinn an Selbst“ dar: Dem mit dem Selbstbild einer immerjungen Frau kontrastierenden Bild im Spiegel steht auf der anderen Seite eine größere Vertrautheit mit dem eigenen Ich der Alternenden gegenüber. Denn sobald die Selbstverständlichkeit des immer jugendfrischen Gesichts einer bewussten Wahrnehmung des gealterten Gesichtes weicht, erst in dieser Verwandlung,

die manchmal [...] bis zur Unkenntlichkeit geht, ist das fremde, nicht mehr auf die Welt hin gerichtete, weil aus der Welt schon verwiesene Antlitz *ganz und gar das ihre*⁷ (56).

Dazu bedarf es freilich, so Améry, der Geduld, vor dem Spiegel auszuharren und sich nicht dem konventionellen Urteil der Anderen zu unterwerfen (56). Das Altern ist in seiner *ambiguité* für ihn eben allenfalls auf der Ebene der objektiven Einsicht ein Normalzustand, sonst kommt es jedoch einem Leiden gleich, eine „*unheilbare Krankheit*“ (57) ohne Hoffnung auf Genesung.

⁶ Den Begriff *ambiguité* gebraucht Améry in Anlehnung an Simone de Beauvoir (vgl. Améry 2005: 54).

⁷ Hervorhebung D.B.

Mit dem Altern wird man sich zunehmend des eigenen Leibes bewusst, wie der Herzkranke, der auch ohne Schmerzen sein pochendes Organ spürt und damit immer aufs Neue in seiner Weltzugewandtheit eingeschränkt wird durch den Verweis auf sich selbst. Er ist bei sich und tritt doch in Distanz zu einem Teil, der gleichzeitig zu ihm selbst gehört und auch „auf besondere Weise [...] abgerückt ist“ von ihm, wie Herbert Plügge schreibt (Plügge 2005: 398).

Der alternde Marcel kann noch keine nennenswerten Veränderungen an seinem Äußeren feststellen; weder hat sich bereits ein erstes graues Haar gezeigt noch hat sich etwas an dem Schwarz seines Schnauzbarts geändert. Und dennoch rührt auch er an die Zeichen seines Alters: In seiner Reflexion über das an ihn von außen herangebrachte Altern, sei es bezogen auf das eigene, sei in der Beobachtung der sich in unterschiedlichen Stadien des Verfalls befindlichen anderen Gäste, die ihm in ihrer Bindung an die Leiblichkeit wie „Puppen“ vorkommen, scheint die Rolle der *imagination* auf. Das folgende Zitat aus *Le Temps Retrouvé* ist dem Anhang des hier zur Diskussion stehenden Bandes der Améry-Gesamtausgabe als Motto vorangestellt:

Il en est de la vieillesse comme de la mort. Quelques-uns les affrontent avec indifférence, non parce qu'ils ont plus de courage que les autres mais parce qu'ils ont moins d'imagination. (236).

Entscheidend ist hierbei der Blick nach innen: Nachdem Marcel von außen so unsanft auf sein bereits fortgeschrittenes Alter hingewiesen worden ist, gilt es jetzt, mit dieser Entdeckung zu leben. Die Macht der *imagination* kann nun analog zu dem Verharren vor dem Beauvoir'schen Spiegel gesetzt werden: nur, wer die Geduld und Phantasie oder Vorstellungskraft aufbringt, die mit dem eigenen Körper vor sich gehenden Veränderungen *wirklich als ihm eigen und zugleich in Distanz festzustellen*, erfährt das ambivalente Grunderlebnis des Alterns buchstäblich am eigenen Leibe. Die anderen, die Indifferenten, nehmen die von der Gesellschaft als „normal“ postulierten Veränderungen bereits vorweg und gehen so dem eigentlichen Phänomen verlustig.

Dasein und Zeitvergehen

Unmittelbar im Anschluss an das obige Zitat gibt Marcel selbst eine Erklärung zu dem Unterschied zwischen den beiden Sorten von Menschen: Während die einen kaum nach innen gerichtet leben („peu en soi-même“, 236) und ihre Tage ganz nach dem Kalender ausrichten, ist ein Mensch, der sich seit seinen Kindertagen mit der Realisierung einer Idee getragen hat und der diese aufgrund von Trägheit und einer anhaltenden Krankheit immer wieder aufschieben musste, ganz plötzlich mit dem eigenen Alt-Gewordensein konfrontiert; denn der durch die Krankheit vorangetriebene Alterungsprozess des Körpers verzögert gerade den des Geistes, indem an jedem Abend der verlorene Tag von ihm gleichsam annulliert wird und auf diese Weise eine unendlich in die Zukunft verlagerte Möglichkeit offen gehalten wird. Einen solchen Menschen trifft die plötzliche Erkenntnis ungleich härter, kann er doch nicht einfach auf die Addition der verflissenen Kalendertage zurückblicken – stattdessen wird er mit einem Mal gewahr, dass auch er dem Lauf der Zeit niemals enthoben war.

Améry behandelt das Problem der Zeitwahrnehmung im ersten der fünf Altersessays mit dem Titel „Dasein und Zeitvergehen“. Der in der „Wirklichkeit lebende Jedermann“, der sich um die Einhaltung der Konventionen der Kalenderzeit bemüht, hängt für ihn in einem Äquilibrium zwischen der spatialisiert-chronologischen und der gelebten Zeit. Das von diesem Jedermann für sich reklamierte „natürliche“ Zeitgefühl wird ihm von Améry auch bis zu einem gewissen Punkt, jenseits einer reinen Unterwerfung unter „das Gesetz des Funktionalen“, zugestanden: Er erläutert dies am Beispiel einer langsam heilenden Wunde, die am Ende von der Zeit erledigt wird. Dennoch gilt für Améry: *„Das Nachdenken über die Zeit aber ist nicht natürlich und will das nicht sein.“*⁸ (48). Wieder steht hier der Vor-dem-Spiegel-Ausharrende Pate für einen den Alterungsprozess besonders bewusst vollziehenden Typus, der sich gegen die Irreversibilität des Zeitvergehens auflehnt und darum notwendig an den Rand des Wahnsinns geraten muss. Ihm, genauso wie dem *raté*, dem an den Maßstäben der Gesellschaft Gescheiterten, ohne Nachkommen, mit keinem Anspruch auf Nachruhm noch Grabstein, steht klarer als dem „Nachbarn mit dem großen Wagen, der noch in den vielen Zimmern herumlärmert“ (39) vor Augen, dass er irgendwann nicht mehr viel mehr als ein Bündel Zeit sein wird. Es geht hier ausschließlich

⁸ Hervorhebung im Original.

um die Dimension der gelebten Zeit, der *temps vécu*, von der die Zeit der Physiker, da sie nichts dazu sagen kann, schweigen muss. So verdichtet sich die zunächst ausweglos scheinende, weil in unauflösbare Paradoxa mündende Frage nach der Zeit zu der Frage nach dem Altern: Ganz unabhängig von der Erinnerung an Vergangenes hat der Alternde immer mehr Vergangenheit oder Zeit in sich, bis er nur noch Zeit *ist*. Nun geht die Zunahme von geronnener Zeit beim alten Menschen Hand in Hand mit dem Verlust von *Raum* oder, wie Améry es fasst, *Welt*. Bergson folgend, der von der grundsätzlichen Verschiedenheit der Anschauungsformen Raum und Zeit ausgeht, bezeichnet er den Sinn für Raum als den äußeren, den Zeitsinn dagegen als den inneren Sinn. Während beim Raum subjektive Wahrnehmung und objektive Messungen kaum auseinanderliegen, sind theoretische Aussagen über die Zeit nicht in Einklang zu bringen mit der Empfindung der *temps vécu*. Während dem jungen Menschen mehr noch als die Zeit der Raum und damit die Welt offensteht – Améry veranschaulicht dies im Bild des ungestüm auf Zukünftiges Wartenden, der unruhig hin und her geht und damit förmlich Raum greift –, hat der alte Mensch, nur noch „eine Schichtenmasse Zeit“, nichts mehr vom Leben zu erwarten. Er sitzt in sich zusammengesunken, um „in den tiefen Brunnen der eigenen Vergangenheit hinabzusteigen“ (34ff., Zitat: 41).

Die Welt nicht mehr verstehen

Dem sich in der Innenperspektive sukzessive zeigenden Weltverlust gesellt sich die Ausgrenzung durch den Blick des Anderen bei. Er erstreckt sich neben der sozialen auch auf die kulturelle Existenz des Menschen. Da ist er ab einem bestimmten Moment nur noch, „was er schon ist“, die Möglichkeit der kulturellen Selbstüberschreitung ist endgültig vorbei, den Alternden beschleicht zusehends das Gefühl der Unzeitgemäßheit, wie A – an dieser Stelle Chiffre für Améry selbst –, für den es, als jemanden, der „Proust spricht, [mühselig ist], auf Le Clezio umzulernen“ (126).

Während sich für Améry die kulturellen Möglichkeiten eines Menschen also aus dessen sozialer Existenz ergeben, ist diese Verkettung bei Proust in Frage gestellt. Wenn Marcel auf der *Matinée* mit Erstaunen vor der Neuordnung zuvor bestehender Gesellschaftskonstellationen steht, so beispielsweise; wenn von Swann, der am Ende seines Lebens in den allerhöchsten Kreisen verkehrte, als von dem

„Swann de chez Colombin“ gesprochen wird, der er zu Beginn seines Aufstiegs gewesen war, so schreibt der Erzähler diese Irrtümer wohl dem Vergehen der personifizierten Zeit – „le Temps“ – zu, jedoch sind sie für ihn nicht ein soziales Phänomen, sondern vielmehr der Erinnerung geschuldet. Denn die, die den einzelnen allein als „condensation de ses habitudes actuelles“, „en isolant le présent“ sehen, übersehen dabei, dass dieser „la continuité de sa vie qui le relie au passé“ (272) gleich der geronnenen Zeit in sich trägt.

Leben, altern – schreiben

Dass der älter werdende ein geronnenes Bündel Zeit ist, wird nicht nur für die als A verkleideten literarischen Figuren – so den Proustschen *narrateur* – sondern auch und gerade für den kaum verhüllt auf den Autor verweisenden A deutlich. Zu zahlreich sind konkrete biographische Hinweise: Die nach dem vermeintlichen Ende von „Blut und Tod“ im Galopp zurückgelegte Zeit in Saint-Germain-des-Près mit der Rose Rouge, die überaus große Sartre-Bewunderung, das in einen Trab übergehende Sich-Einrichten in den „Verlockung[en] falscher Bürgerlichkeit“ (31f.) mit kleinem Appartement und ebensolchem Auto, die Unumkehrbarkeit der im Warten auf die Verwandlung von Résistance in Revolution zugebrachten Jahre, die nicht zur Perfektionierung der eigenen Sprache genutzt wurden, das auch in den *Unmeisterlichen Wanderjahren* immer wieder durchscheinende Bewusstsein des eigenen raté-Seins, die dort ebenfalls zum Ausdruck kommende dauernde Selbstbefragung angesichts der Haltbarkeit der eigenen Weltanschauung, die kaum floskelhaft anmutenden Zweifel an der eigenen Geistesschärfe (31f.; Améry 2002a: 261; 288ff.).

Das plötzliche Umspringen der Erzählform aus der dritten – A – in die erste Person „Ich“ – in den *Unmeisterlichen Wanderjahren* so meisterlich zwischen einem sich für den Glauben an die bürgerliche Demokratie vor dem marxistisch-anklagenden „Du“ verteidigenden Ich und dem distanzierenden „Er“ umgesetzt – geschieht hier in Gestalt eines sehr persönlichen Bekenntnisses: „Ich richtete mich ein in einer Welt, die ich anders gewollt hatte, aber die ihrerseits mich anders wollte und im sehr ungleichen Kampf den Sieg davontrug“ (31). Améry zieht hier Bilanz, von einem Standpunkt aus, an dem die Würfel bereits gefallen sind. Die sich in ihm verdichtet habende Zeit erfüllt das Ich immer weiter – Rückzug und Ausschluss aus Raum und

Welt erlauben keine weiteren Veränderungen des Abgelaufenen mehr. Was bleibt, ist eine Reflexion desselben im Schreiben, in der von Améry privilegierten Form des Essays, die nach Hugo Friedrich das Auf-die-Probe-Stellen von gewonnenen Einsichten und Überzeugungen im Zuge eines unabschließbaren Prozesses möglich macht.⁹

Die am eigenen Leib erfahrene Unnatürlichkeit des Alterns findet ihre Entsprechung in der erlittenen Tortur, die der Autor im gleichnamigen Essay innerhalb der Sammlung *Jenseits von Schuld und Sühne* beschreibt. Dort ist es der Verlust an Vertrautheit mit der Welt und der eigenen Leiblichkeit, der mit einer vollständigen „Verfleischlichung“ des Menschen (Améry 2002b: 77) in der Erfahrung des Schmerzes einhergeht. Diese Erfahrung nicht mehr zu überwindender Fremdheit, die im ablehnenden Annehmen des eigenen, lastenden Leibes im Geist reflektiert wird, spiegelt sich in dem Zweifel gegenüber dem eigenen Ich sowohl im Gebrauch der Personalpronomina, als auch in den zwischen verschiedenen Realisierungen von Alternden changierenden Chiffres A wider. Zwischen dem Zerbrechen der „natürlichen“ leib-geistigen Identität – zum einen in der Folter im Zuge der nationalsozialistischen Verfolgung, zum anderen in der Ich-Dissoziation des Alterns und deren Ausdruck – liegt ein existentieller Graben – dementsprechend bleibt einzig die ebenfalls nicht-natürliche Reflexion darauf in Gestalt ihres literarischen Ausdrucks als Chance übrig. Die teilweise sehr drastischen Formulierungen – das Alter wird als „unheilbare Krankheit“ bezeichnet – sind hier ebenso als Versuche zu sehen, die Kluft zwischen leiblich-geistiger Erfahrung und deren Darstellung zu überwinden, wie das Ineinanderübergehen der eigenen Erfahrung in die der verschiedenen literarischen Figuren; nicht zuletzt die indirekte Einbeziehung des Lesers in Gestalt des Pronomens ‚wer‘ (Lorenz 2005: 61f.).

Auch für Marcel ist es die Erfahrung der in der Zeit so unterschiedlichen Ausformungen ein und derselben Person auf der *Matinée*, die ihn zum Nachdenken über die Bedeutung des Begriffs „wiedererkennen“ bringt:

Reconnaître quelqu'un, et plus encore, après n'avoir pas pu le reconnaître, l'identifier, c'est penser sous une seule dénomination deux choses contradictoires, c'est admettre que ce qui était ici, l'être qu'on se rappelle n'est plus, et que ce qui y est, c'est un être qu'on ne connaissait pas. (246).

⁹ Lorenz nimmt hier Bezug auf Hugo Friedrichs Standardwerk *Montaigne* (Lorenz 2005: 60).

Weiter wird das geschilderte Phänomen mit einem Mysterium verglichen, von ähnlich beunruhigendem Charakter wie der Tod, den es seinerseits anzukündigen scheint. Aus dem spezifischen Interesse des Protagonisten an dieser Beobachtung rührt die Privilegierung von *Le Temps*, der Zeit mit Majuskel, die, einem zweiten Protagonisten ebenbürtig, ihren Widerhall im Titel des letzten Bandes findet und damit die gesamte *Recherche* beschließt.

So gibt es auch in dem von Marcel wechselweise als „Maskenball“, „Märchenspiel“ oder „Traum“ erlebten Empfang Anzeichen einer mangelnden Natürlichkeit des Alters, wenn beispielsweise aus einem alten Kameraden, dem er über mehrere Jahre täglich begegnet ist, den er nun aber äußerlich nicht mehr wiedererkennt, plötzlich dessen alte Stimme unverändert herausströmt, einem Phonographen gleich, der auf wundersame Weise echte Stimmen emittiert, die der Zuhörer kaum mit denen lebendiger Personen in Verbindung zu bringen vermag. Diese von dem Ich Erzähler allenthalben zu beobachtenden Metamorphosen, die die *Matinée* gleichsam zu einer „vue optique des années“ machen, die nicht diejenige einer Momentaufnahme ist, sondern die einer „personne située dans la perspective déformante du Temps“ ähnelt, veranlassen Marcel zu der Bemerkung: „Et maintenant je comprenais ce que c'était la vieillesse“, das Alter, von dem man sich wohl am längsten einen rein abstrakten Begriff mache, „cruelle découverte [...], ne pourrait que me servir en ce qui concernait la matière même de mon livre“ (238). Das Phänomen ‚Alter‘ wird in seiner Gesamtheit in der verbindenden Zusammenschau einer Heerschar von Figuren auf der *Matinée* präsentiert, von denen jede wiederum, glaubt man dem Autor, acht bis zehn Vorbildern im realen Leben nachempfunden ist. So umkreist das poetologische Programm der vom narrateur künftig zu verfassenden Autobiographie den zentralen Begriff des Alters, erfahren in den zahlreichen Facetten des teleskopischen Blicks auf die Anderen und deren Blick zurück, der beim narrateur die Reflexion auf das Vergehen der Zeit auslöst. Analog der Dichotomie im ursprünglichen Entwurf von *Contre Sainte-Beuve*¹⁰ zwischen einem mondänen und einem Tiefen-Ich, letzteres verstanden als eigentlicher Autor des Werks, stellt die von Marcel formulierte Theorie den verschiedenen, über die Zeit diskontinuierlichen und nur durch einen Namen zusammengehaltenen Ichs ein dauerhafteres

¹⁰ Vgl. dazu das „Projet de préface du *Contre Sainte-Beuve*“ in der hier verwendeten Proust-Ausgabe (431-435).

Ich gegenüber. Literatur erscheint so als Möglichkeit, die sich in der Zeit vollziehende Dissoziation der einzelnen Ichs zu überwinden.

Gegen diese offizielle Poetik der *Recherche* mit klassisch-romantischer Färbung postuliert Rainer Warning in der Nachfolge von Gerard Genette eine gegenläufige Lektüre: Statt „Adoration perpétuelle“¹¹, statt „essence des choses“, statt „résurrection“, statt „joie extra-temporelle“ (161ff.), die allesamt in eine „romantische Tiefenmetaphysik“ zurückfallen, da sie „ihr Allgemeines nur in pseudo-religiöser Begrifflichkeit [zu] formulieren“ (Warning 2000: 146) vermögen, werde in dem Romanwerk gerade dem Ephemeren gehuldigt, gehe es weniger um eine im freudschen Sinne „positiv zu lokalisierende Urverdrängung“ denn um die grundsätzliche Fremdheit des Anderen. Aufzuspüren sei diese in den über die *Recherche* verstreuten Verweisen auf Marcells Judentum wie auf seine Homosexualität – man lese dagegen Amérys von außen auferlegten „Zwang und Unmöglichkeit Jude zu sein“ (Améry 2002b: 149ff.) –, die Warning jenseits eines kruden Biographismus als „neuralgische Punkte der Sozialisation“ als für das Begehren des Autors der *Recherche* wesentlich erachtet. Es ist die prinzipielle Unabschließbarkeit, die ständige Erfahrung der Differenz, die ihm zufolge das Spezifische der *Recherche* ausmacht, die zur teleologisch organisierten Erinnerungspoetik quer liegt. Insofern entspricht diese zweite Poetik der Flüchtigkeit dem Baudelairschen Begriff von „modernité“ als „le transitoire, le fugitive, le contingent, la moitié de l’art, dont l’autre moitié est l’éternel et l’immuable“ (Baudelaire 1976: 695; Warning 2000: 176).

Zum Schluss

Gegen die zunehmende, als nicht-natürlich gebrandmarkte Entfremdung im Altern postuliert Améry die Revolte, eine Revolte, die, von vornherein zum Scheitern verurteilt, dennoch der Bewahrung der Würde des Individuums zu dienen bestimmt ist.

Die Revolte soll „die Wahrheit sagen“ (171), so die letzten Worte des Alternsessays. Dieses von dem autobiographischen A selbst unverhüllt ausgesprochene Bekenntnis erscheint als einziges, äußerstes Fanal, das dem Verrinnen der Zeit und der Ent-Sinnung abgerungen werden kann. Es ist diese subjektive, weil auf die gesamte Biographie

¹¹ Warning verweist in diesem Zusammenhang auf diesen Titel, unter dem die Poetik der *mémoire involontaire* ursprünglich – 1909 – entstanden ist, die der hier als offizieller bezeichneten entspricht, vgl. Proust, Marcel (1982): *Matinée chez la Princesse de Guermantes – Cahiers du ‚Temps retrouvé‘*, hrsg. von Henri Bonnet/Bernard Brun, Paris: Gallimard, S. 83ff.

Améry's durchscheinende, und dennoch aus verschiedenen Perspektiven des A geschaute Wahrheit, der in ihrer überkommene Altersvorstellungen negierenden Kraft als einziger zugetraut wird, ein wenig Zeit zu überdauern. Ich spreche absichtlich von „ein wenig Zeit“, denn auch diese Wahrheit ist, zusammen mit den vergangenen Erlebnissen und Erfahrungen des Subjekts, dem Vergessen anheim gegeben. So spiegelt sich in der Form des essayistischen Schreibens von Améry die radikale Erfahrung der Unabschließbarkeit von Leben: So, wie der Alternde unabhängig von seiner Fähigkeit zur Erinnerung aus der Welt genommen und zu einem Bündel Zeit wird, so nimmt die „unheilbare Krankheit“ Alter keine Rücksicht auf den Wunsch des einzelnen, im Alter zu einem sinnvollen Abschluss des Lebens zu gelangen, und so offen bleibt in ihrer tentativen Schreibweise die autobiographische Literatur Jean Améry's, wie die folgende, bereits zitierte, Bemerkung unterstreicht.

Il en est de la vieillesse comme de la mort. Quelques-uns les affrontent avec indifférence, non parce qu'ils ont plus de courage que les autres mais parce qu'ils ont moins d'imagination. (236).

Abschließend soll der Begriff der *imagination* als Brennpunkt für die in Rede stehende Problematik dienen: Bei Marcel führt diese, sich selbst implizit zugeschriebene und erst durch das Phänomen des Alters in Gang gebrachte *imagination* zu einer Reflexion seiner selbst und der alternden Gäste auf der *Matinée*. Nach dem Erweckungserlebnis in Zeitenthobenheit im Hof der *Guermantes* führt der auf der *Matinée* erfahrene „Höllenzug in die Zeit“ (Stierle 2008: 116) zu einem geschärften Bewusstsein bezüglich der wahren Aufgabe des eigenen autobiographischen Projekts: Es besteht in der Übertragung der beobachteten Zeitschichtungen auf das Werk selbst in einem Akt des

faire ressembler [les hommes] à des êtres monstrueux, comme occupant une place considérable, à côté de celle si restreinte qui leur est réservée dans l'espace [...] comme des géants plongés dans les années à des époques, vécues par eux si distantes, entre lesquelles tant des jours sont venues se placer – dans le Temps (353).

Doch darf der hier präsentierte Ewigkeitsanspruch an das Werk nicht täuschen: Eingeleitet wird das Zitat von der Bemerkung „si elle [la force] m'était laissée assez longtemps pour accomplir mon œuvre“ (353) – einer einschränkenden Bedingung, die sich auf die nur noch

knapp bemessene Lebenszeit und -kraft Marcells selbst bezieht. Nicht nur manifestiert sich in der *Recherche* die bereits dargestellte, zur offiziellen Poetik gegenläufige Flüchtigkeitsästhetik – diese ist auch, liest man die *Recherche* von ihrem Ende her, zeichenhaft in der Kontingenz der Produktionsbedingungen des autobiographischen Projekts angelegt, einer Kontingenz, die ihre Entsprechung nicht zuletzt in den zahlreichen Umschriften des asthmakranken Proust und dessen eigenem Anschreiben gegen die Zeit findet.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Améry, Jean (2005): „Über das Altern. Revolte und Resignation“, in: Ders.: Werke, hrsg. von Irene Heidelberger-Leonard, Bd. 3: Über das Altern: Revolte und Resignation. Hand an sich legen: Diskurs über den Freitod, hrsg. von Monique Boussart, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 7-171.
- Améry, Jean (2003): „Zugang zu Marcel Proust. Zum 100. Geburtstag des Dichters (10. Juli 1871)“, in: Ders.: Werke, hrsg. von Irene Heidelberger-Leonard, Bd. 5: Aufsätze zur Literatur und zum Film, hrsg. von Hans Höller, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 86-115.
- Améry, Jean (2002a): „Unmeisterliche Wanderjahre“, in: Ders.: Werke, hrsg. von Irene Heidelberger-Leonard, Bd. 2: Jenseits von Schuld und Sühne. Unmeisterliche Wanderjahre. Örtlichkeiten, hrsg. von Gerhard Scheit, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 179-349.
- Améry, Jean (2002b): „Jenseits von Schuld und Sühne“, in: Ders.: Werke, hrsg. von Irene Heidelberger-Leonard, Bd. 2: Jenseits von Schuld und Sühne. Unmeisterliche Wanderjahre. Örtlichkeiten, hrsg. von Gerhard Scheit, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 7-177.
- Améry, Jean (1972): „Der Skandal des Alterns. Simone de Beauvoirs blinde Revolte“, in: *Die Zeit* 31.3.1972.
- Mayer, Hanns (2007): „Gibt es ein Kunsturteil?“, in: Améry, Jean: Werke, hrsg. von Irene Heidelberger-Leonard, Bd. 1: Die Schiffbrüchigen. Lefeu oder der Abbruch, hrsg. von ders., Stuttgart: Klett-Cotta, S. 564-570.
- Proust, Marcel (1990), *Le Temps retrouvé*, in: *À la recherche du temps perdu*, hrsg. von Pierre-Louis Rey, Bd. VII, Paris: Gallimard.

Sekundärliteratur

- Baudelaire, Charles (1976): *Œuvres complètes*, hrsg. von Claude Pichois, 2 Bde., Paris: Bibliothèque de la Pléiade, Bd. 2.
- Brinkmann, Malte (2005): „Traum und Albtraum des Alterns oder Eine Schichtenmasse Zeit – Überlegungen zur Anthropologie des Alterns im Anschluß an Jean Améry“, veröff. Vortrag vom 11.11.2005 in Köln, in: <http://home.ph>

freiburg.de/brinkmannfr/downloads/texte/Vortrag%20Brinkmann_Jean%20Am_ry.pdf (30.3.2011).

- Heidelberger-Leonard, Irene (2009): „Die Kunst soll nicht [...] das Leben nach-
erzählen, sondern Leben schaffen.’ Zur Kongruenz von Existenz, Ethik und
Ästhetik im Werk Jean Améry“, in: Dies.; Von der Lühe, Irmela (Hrsg.): *Sei-
ner Zeit voraus: Jean Améry – ein Klassiker der Zukunft?* Göttingen: Wall-
stein, S. 11-22.
- Lorenz, Dagmar (2005): „Revidierte Identität. Judentum als Problem der identi-
tätsfindung bei Jean Améry“, in: Bormuth, Matthias; Nurmi-Schomers Susan
(Hrsg.): *Kritik aus Passion: Studien zu Jean Améry*, Göttingen: Wallstein, S.
59-76.
- Plügge, Herbert (2005): „Herbert Plügge: Das Befinden“, in: Améry, Jean: *Wer-
ke*, hrsg. von Irene Heidelberger-Leonard, Bd. 3: *Über das Altern: Revolte
und Resignation. Hand an sich legen: Diskurs über den Freitod*, hrsg. von
Monique Boussart. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 397-399.
- Stierle, Karlheinz (2008): *Zeit und Werk: Prousts „À la recherche du temps per-
du“ und Dantes „Commedia“*, München: Hanser.
- Warning, Rainer (2000): „Vergessen, Verdrängen und Erinnern in der *Recher-
che*“, in: Ders.: *Proust-Studien*, München: Fink, S. 141-177.